

Leseprobe aus:

Benjamin Brooks-Dutton

Du fehlst uns jeden Tag



Benjamin Brooks-Dutton

Du fehlst uns jeden Tag

Unser erstes Jahr ohne Desreen

Aus dem Englischen von Katharina Förs und
Thomas Wollermann

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Deutsche Erstausgabe

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,

Reinbek bei Hamburg, Juli 2015

Copyright © 2015 by Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg

Die englische Originalausgabe erschien 2014 bei Hodder & Stoughton,

an Hachette UK company, London, unter dem Titel «It's Not Raining, Daddy,

It's Happy» Copyright © Benjamin Brooks-Dutton

Umschlaggestaltung ZERO Werbeagentur, München

Umschlagabbildung Harry Borden/Kontributor/Getty Images

Satz DTL Documenta PostScript (InDesign) bei

Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany

ISBN 978 3 499 62932 7

Widmung

Dieses Buch schrieb ich zum Andenken an die Vergangenheit meiner wunderschönen Frau, und ich widme es der Zukunft meines geliebten Sohnes.

Jackson, obwohl du erst zwei Jahre alt warst, als dir deine Mutter genommen wurde, werde ich nie zulassen, dass du vergisst, was für eine unglaubliche Frau sie war. Eines Tages wird dieses Buch dir hoffentlich helfen zu verstehen, welch großen Einfluss du in den dunkelsten Tagen meines Lebens auf mich hattest.

Manchmal merken wir erst, wie glücklich wir sind,
wenn der Augenblick vorbei ist. Aber hin und wieder,
wenn der Zufall es will, erkennen wir das Glück,
wenn es sich tatsächlich ereignet.

Tony Parsons, Männlich, alleinerziehend, sucht . . .

Vorwort

Am 10. November 2012 veränderte sich mein Leben für immer. Kurz nach 20 Uhr verließ ich das Haus meiner Freunde als glücklich verheirateter dreiunddreißigjähriger Vater. Um 21.17 Uhr saß ich ganz in der Nähe ihrer Wohnung in einem Krankenwagen auf der Straße – unter Schock und als Witwer. Die Uhrzeit weiß ich nur noch, weil die Zeiger auf der Uhr in derselben Position standen wie zwei Jahre und drei Wochen zuvor bei der Geburt unseres Sohnes.

Mein Sohn und ich entgingen knapp dem Auto, das die Frau tötete, die ich seit acht Jahren liebte. Die Frau, die ich ein Jahr zuvor geheiratet hatte. Es tötete eine Ehefrau, eine Tochter, eine Schwester, eine von vielen geschätzte Freundin. Aber, was vielleicht am schlimmsten war, es tötete die schöne, liebevolle Mutter eines Kleinkinds.

Wie schafft man es bloß, nach einem so tragischen Verlust wieder ein halbwegs normales Leben zu führen? Diese Frage quälte mich. Ich wollte über meine Erfahrung reden und mich mit Menschen austauschen, die dasselbe durchgemacht hatten wie ich: jung verwitwet, allein mit der Sorge um trauernde Kinder. Aber erst einmal blieb meine Suche nach solchen Menschen vergebens. Und ich fühlte mich noch einsamer.

«Ich überlege, ob ich nicht einen Blog über Dessies Tod schreiben sollte», sagte ich zu einem Freund. «Es beschäftigt mich, dass es für Männer, die allein Kinder aufziehen müssen, kaum etwas gibt.»

«Dann los!», meinte er, denn er begriff sofort, worum es mir ging.

Also postete ich am 7. Januar 2013, zwei Monate nach dem Tod meiner Frau Desreen Brooks, meinen ersten Blog-Eintrag. Eine Woche später bat mich der *Guardian*, in einem Feature für die Familienbeilage zu schildern, wie ich meinem zweijährigen Sohn verstehen half, was mit seiner Mami passiert war. Außerdem wurde ich zum selben Thema auf *BBC Breakfast* und *This Morning* von ITV interviewt. Innerhalb von vier Monaten hatte mein Blog ein breites Medienecho ausgelöst, ein treues Publikum nicht nur in Großbritannien gefunden, wurde von über einer halben Million Nutzer aufgerufen und erhielt einen Preis, weil er die Menschen dazu anhielt, sich mit einem Problem zu beschäftigen, das letztlich jede Mutter und jeden Vater treffen kann.

Ursprünglich wollte ich anderen Männern Mut machen, sich zu öffnen und Vorstellungen von männlicher Trauer zu hinterfragen – nicht zuletzt die Meinung, es sei eine Frage der Ehre, angesichts eines Trauerfalls Haltung zu bewahren. Der Blog lockte jedoch Menschen in unterschiedlichen Lebenssituationen an, die eins gemein hatten: einen gerade erlittenen Verlust oder die Sorge um trauernde Freunde und Angehörige.

Es meldeten sich alle möglichen Menschen: nicht nur Männer, auch Frauen; nicht nur junge, auch alte; Menschen, die ihren Ehepartner in derselben Woche verloren hatten wie ich; Eltern, die um Kinder trauerten; Partner, die noch gar nicht angefangen hatten zu trauern, weil ihre todkranken Lebensgefährten noch nicht ganz aufgegeben hatten; Lehrer, die Anregungen gefunden hatten für den Umgang mit Kindern, in deren Familien ein Elternteil verstorben oder unheilbar krank war, und Menschen, die Wege finden wollten, wie sie geliebten Menschen angesichts von Verlust und Schmerz helfen können.

Ich möchte ein ungeschminktes, unmittelbares Bild der Trauer zeichnen. Deshalb habe ich alles so dokumentiert, wie es passiert ist. Mir wurde klar, dass ich bald nach dem Tod meiner Frau mit dem Schreiben beginnen musste, weil mir eines Tages eine Analogie in den Sinn kam: Wenn Frauen sich an die Schmerzen bei der Geburt genau erinnern könnten, würde vielleicht keine mehr als ein Kind bekommen. Das Schmerzgedächtnis des Menschen ist nicht sehr ausgeprägt, und in vieler Hinsicht ist das gut und notwendig. Doch so morbide es klingen mag, die Vorstellung, dass ich die Qualen meiner Trauer je vergessen würde, machte mir Angst. Und noch mehr beunruhigte mich, dass ich sie meinem Sohn nicht würde erklären können, wenn er alt genug wäre, um ernste Fragen zu stellen.

Dieses Buch handelt von der Reise, die mein Sohn und ich hinter uns haben. Ich habe die Welt der Trauer durch die Augen von Erwachsenen und Kindern gesehen. Dabei habe ich sehr viel gelernt über tiefen Kummer, Elternschaft und das Leben mit einem Verlust, und unterwegs haben mein Sohn und ich unschätzbare Einsichten gewonnen. Von einem kleinen Kind, meinem Sohn Jackson, habe ich mehr gelernt, als mir irgendein Erwachsener je beibringen konnte.

Ich hoffe wirklich, dass wir mit der Schilderung unserer Erfahrungen anderen Menschen helfen können, die entweder selbst trauern oder trauernden Freunden und Angehörigen helfen wollen.

Winter

Jener Abend

Desreen wurde uns ohne Vorwarnung genommen.

Wir hatten mit unserem Sohn Jackson und zwei engen Freunden, Zac und Laura, gerade einen wunderbaren Tag verbracht. Ich gehöre nicht zu den Leuten, die Vergangenes durch die rosarote Brille sehen, denn auch meine besten Zeiten mit Desreen hatten ihre Schönheitsfehler, aber dieser Tag hielt wirklich alles bereit, was meine Frau liebte. Sie hatte sogar eine Bemerkung darüber gemacht, wie glücklich sie in Gesellschaft ihres Mannes, ihres Kindes und ihrer Freunde war.

Einige Zeit hatte sie damit zugebracht, «kreativ zu sein», wie sie es nannte, und zwar in einem Kunst-Café, wo sie fröhlich Tassen und Bleistiftbecher für ihr neues Büro bemalte, das sie aufpolieren wollte. Wir lachten alle darüber, wie entschlossen Jackson Farbe auf ihr «Kunstwerk» patschte, statt sich auf sein eigenes kleines Projekt zu konzentrieren. Er wollte ihre Aufmerksamkeit von der Keramik ablenken, weil er sie innig liebte und ganz ungerne teilte. Später ließ sie uns Übrige kochen, während sie wie immer zuschaute, plauderte und Prosecco trank, weil Küchenarbeit sie langweilte. Sie brachte Jackson bei, wie man zu Bill Hayleys «Rock Around the Clock» tanzt, und sie gestand Zac, den sie vom Studium kannte und bei dem wir zu Besuch waren, dass sie ihn, obwohl sie ihn nicht mehr so oft anrief, unheimlich gern mochte.

Zum Abendessen kamen noch mehr Gäste, und nach dem Essen verabschiedeten wir uns und gingen aus der Souterrain-

wohnung die Treppe zur West End Lane in West Hampstead hinauf. Mit seinen zwei Jahren war Jackson ein munteres Kerlchen, das nie ohne großes Theater in seinen Buggy einstieg. Als Desreen und ich es endlich geschafft hatten, unser sich windendes Kleinkind anzuschlallen, sahen wir einander an und lachten. Er war wieder einmal besiegt worden, aber nicht, ohne sich wacker zu schlagen.

«Macht nichts», sagte sie. «Er war heute so brav, so lustig. Ich bin so stolz auf ihn.» Das waren die letzten Worte, die über ihre Lippen kamen.

Ich schob den Buggy und ging die Straße entlang zum Bahnhof, meine Frau folgte uns mit ein paar Schritten Abstand. Ich weiß noch, dass ich mein Handy aus der Innentasche holte, um Nachrichten zu checken, dann aber dachte: Lass es, das kannst du im Zug immer noch machen. Gott sei Dank für diese kleine Gnade, denn genau als mir dieser Gedanke durch den Kopf ging, kam ein Auto um die Ecke gerast – so schnell, wie ich noch nie einen Wagen im eher schleppenden Verkehr auf Londons Straßen gesehen hatte. Eine Verfolgungsjagd, schoss es mir durch den Kopf. Polizei jagt Drogendealer, überlegte ich. Ich weiß auch noch, dass ich mich seltsam distanziert fühlte, als würde ich gleich mit meiner Frau darüber reden, dass wir so etwas noch nie erlebt hätten, und als würden wir gemeinsam über den Fahrer schimpfen, der ohne jede Rücksicht andere Menschen in Gefahr brachte.

Aber dann war das Auto plötzlich auf dem Bordstein. Das Licht der Scheinwerfer traf uns, und ich sah im Geist schon vor mir, wie der Wagen meinen Sohn erfasste, seinen Buggy in die Luft schleuderte und Jackson tot auf der Straße liegen blieb. Es gibt eine Szene aus dem Film *Speed* mit Keanu Reeves und Sandra Bullock, in der sie einen Bus fährt, in dem eine Bombe explodieren wird, sobald sie langsamer als 80 km/h fährt. In

panischem Schrecken fährt sie einen Kinderwagen an, dem sie nicht ausweichen kann. Glücklicherweise ist er nur mit Dosen gefüllt. Diese Szene sah ich plötzlich in meinem Kopf, aber im wirklichen Leben würden es nicht Nahrungsmittel sein, die auf der Straße landeten – sondern unser Sohn. Ich stellte mir vor, wie wir schreiend zu ihm rannten. Und dass unser Leben dann mit seinem vorbei wäre, obwohl wir weiteratmeten. Während ich das dachte, in diesen wenigen verrückten Sekunden, in denen mein Hirn so viele Bilder produzierte, waren Desreen und ich in meiner Vorstellung nicht wirklich in Gefahr.

Also reagierte ich rein impulsiv; ich fand eine Lücke. Glücklicherweise stand eine schmale Einfahrt offen, in die ich Jacksons Buggy hastig hineinstieß. Dabei gewann ich so viel Schwung, dass ich ebenfalls aus der Bahn geriet, aber nur um Haaresbreite.

Als ich mich nach Desreen umdrehte, sah ich, dass sie angefahren worden war, und schrie um Hilfe. Dass ich eine solche Lautstärke in mir hatte, hätte ich nie geahnt. Ich war wie ein Tier.

«Hilfe! Helft uns!», brüllte ich die Straße hinunter.

Überall waren Leute, aber sie standen bloß reglos da und gafften.

«Warum tut ihr nichts?», donnerte ich. «Warum zum Teufel hilft uns niemand?»

Zweifellos wählten in diesem Moment Dutzende Leute den Notruf. Aber ich befand mich auf einmal in einer Art Blase, in der ich nur meine eigene Stimme hörte und verschwommene Gesichter sah, Straßenlaternen und meine Frau, die auf dem Boden lag – mit offenen Augen, aber leblosen Augen.

Abgesehen davon sah sie unversehrt aus. Ein Auto hatte sie angefahren, aber sie sah genauso aus wie vorher, kein Kratzer, kein sichtbarer Bruch, sie lag nur einfach still auf dem Gehsteig.

Es waren ihre Augen und ihr Mund, die mir Angst machten. Sie waren offen, sahen mich aber nicht an, sprachen nicht zu mir. Sie wirkten weder ängstlich noch friedvoll noch schmerzerfüllt. Sie waren einfach nur geöffnet.

Sekunden später bog ein Krankenwagen um die Ecke. Er war nicht hierhergerufen worden, sondern kam zufällig vorbei und hielt an. Ich stürzte auf den Wagen zu, bettelte um Hilfe. In meiner angstinduzierten Kurzsichtigkeit ahnte ich nicht, dass noch ein weiteres Mädchen überfahren worden war und ebenfalls dringend Hilfe brauchte oder dass der Fahrer den Wagen gegen eine Mauer gelenkt hatte und auch versorgt werden musste. Ich wusste nur, dass meine Frau, Jacksons Mutter, regungslos auf dem Gehsteig lag, in der Kälte – im Dunkeln.

«Bitte, helft uns doch!», flehte ich wieder.

Dann war plötzlich eine junge Frau an Desreens Seite.

«Bewegen Sie sie nicht», rief ich, nach zahlreichen Arztserien davon überzeugt, dass Desreen querschnittsgelähmt enden könnte, wenn man sie bewegte. Aber diese Frau war Ärztin und zur rechten Zeit am rechten Ort. Ehe ich mich versah, waren noch mehr Mediziner zur Stelle.

Inzwischen war die Straße voller Menschen. Mein Sohn saß noch in seinem Buggy, das Gesicht von der Unfallszene abgewandt. Ich durfte nicht zulassen, dass er mich sah, weil er dann merken würde, dass etwas Schreckliches passiert war. Bestimmt würde er Angst bekommen, wenn er ein vertrautes, aber urplötzlich verändertes, schmerzverzerrtes Gesicht erblickte. Also bat ich die Passanten nachzusehen, ob mit ihm alles in Ordnung war.

«Es geht ihm gut, es geht ihm gut», versicherten mir weibliche Stimmen ohne Gesicht.

Ich lief zu unseren Freunden, die inzwischen auch auf der

Straße waren, und bat sie, Jackson mit hineinzunehmen. Ein Blick in Zacs Gesicht schmetterte mich nieder. Offenbar war ihm klar, dass sie sterben würde, während ich zu geschockt und durcheinander war, um irgendetwas zu kapieren.

Laura sprach schließlich die beruhigenden Worte aus: «Ruhig Blut, ruhig Blut, alles wird gut», erklärte sie uns beiden.

Die Sanitäter und zufällig anwesenden Ärzte versuchten, Desreen wiederzubeleben – nicht gerade ein Hinweis darauf, dass alles gut wird.

Ich hielt mir den Kopf mit beiden Händen, raufte mir die Haare, rieb mir wie wild die Augen und schrie und schrie, stampfte mit den Füßen auf wie ein Kleinkind, dem noch die Worte fehlen, um sich auszudrücken.

Der Krankenwagen, der zufällig vorbeigekommen war, hatte nicht die gesamte Ausrüstung dabei, die die Sanitäter benötigten, und ich hörte, wie sie leise darüber sprachen, was alles fehlte.

«Sagen Sie mir, was Sie brauchen, ich besorge es», heulte ich, völlig außer mir, weil alles so locker abzulaufen schien, wie ein x-beliebiger Tag im Büro. Es fehlte ihnen irgendein Gerät, um Desreen den Magen auszupumpen, also lief ich zu den anderen Krankenwagen und schrie um Hilfe.

«Es gibt hier noch andere Leute, die Hilfe brauchen, Sir», sagte einer der Sanitäter zu mir.

«Ja, aber die anderen Leute sind nicht meine Frau, und sie haben kein Kleinkind, das in dem Haus da sitzt, während seine Mutter auf der Straße stirbt. Geben Sie mir so eine verdammte Pumpe», schrie ich ihn an. Mit der Pumpe lief ich zurück und gab sie den Leuten, die Desreen zu retten versuchten und sofort damit arbeiteten.

Wie viel Zeit verging, weiß ich nicht. Keine Ahnung, wie lange sie sich um meine Frau bemühten, aber ich erinnere mich,

dass mir die seltsamsten Gedanken durch den Kopf gingen und mein Hirn völlig durchdrehte angesichts dessen, was meine Augen mit ansahen.

Sie wird verdammt wütend sein, dass sie ihr einfach den Pull-over zerschneiden, dachte ich, während die Sanitäter versuchten, Desreens Tod abzuwenden.

Wenn sie rausfindet, dass sie praktisch nackt auf der Straße gelegen hat und so viele Leute herumgestanden sind, wird sie sich unheimlich ärgern.

Deswegen sollte man immer schöne Unterwäsche tragen, wenn man aus dem Haus geht, nur für alle Fälle.

Gedanken, für die ich mich später schämen würde, die ich aber in diesem Moment nicht kontrollieren konnte.

«Alles wird gut», sagte Laura noch einmal. «Jetzt legen sie sie auf eine Trage und bringen sie ins Krankenhaus.»

Als ich die Trage auf der Straße sah, durchflutete mich Erleichterung. Doch dann kamen sie: die Worte, von denen ich nicht geglaubt hatte, dass Menschen sie tatsächlich aussprachen; Worte, die nur Text sein sollten, den man im Fernsehen hört.

«Wir können nichts mehr für Ihre Frau tun. Wir haben alles getan, was wir auch im Krankenhaus getan hätten.»

Ein Heulen brach aus mir heraus. Das Geräusch, das ich von mir gab, kann ich nicht einmal buchstabieren, und wenn ich es versuchte, würde es auf einer Buchseite lächerlich aussehen, aber Zeugen sagten, es sei mehr als erschütternd gewesen. Als sie für tot erklärt wurde, weinte ich Tränen, wie ich sie noch nie zuvor vergossen hatte. Wie viele Leute das mit ansahen, bekam ich nicht mit.

Von weit her hörte ich Laura, deren Dad vor Jahren durch einen Autounfall gestorben war. Sie fragte mit ruhiger Stimme: «Wie kann das bloß noch einmal passieren?» Ich habe nie einen

Menschen gesehen, der angesichts solch tragischer Umstände so gefasst blieb. Irgendwie war sie wohl dazu bestimmt, da zu sein an dem Abend, an dem mein Leben in die Brüche ging. Zac und ich brauchten sie, um uns wieder zu fangen, weil wir buchstäblich am Boden waren und heulten und beteten, nicht gerade gehört zu haben, dass Desreen tot war.

Dann, ganz plötzlich griff Lauras Ruhe auf mich über, und ich richtete mich auf. Und fing an, Witze zu machen. Zu Zac sagte ich, es sei unverzeihlich, wenn einem erwachsenen Mann so abscheulich die Nase lief, und gab ihm ein Papiertaschentuch aus dem Krankenwagen, der nutzlos auf der Straße herumstand. Jetzt war er eher eine Wärmestube als ein Minikrankenhaus, das meine Frau hätte retten können.

Ich entschuldigte mich bei der Polizei für die Fleecedecke, die mir jemand umgelegt hatte, denn ich wusste, meine Frau hätte mich lieber in walisische Lammwolle eingehüllt gesehen. Ich fing an, Pläne zu entwerfen, und bat Zac, für die Arbeit am Montag eine Checkliste zusammenzustellen, denn wir waren nicht nur enge Freunde, sondern auch Kollegen. Dann ging ich zu Desreens Leichnam und versicherte ihr, alles sei in Ordnung, ich würde mich um unseren Sohn kümmern. Ich stand vollkommen unter Schock und befahl mir, stark zu sein.

Die Polizei nahm meine Erstaussage auf, und dann tranken wir scheinbar stundenlang Tee in Zacs und Lauras Wohnung. Ich sollte nach Hause gebracht werden, aber ich wollte nirgends hingehen, ehe ich wusste, dass Polizisten aus Hampshire Desreens Eltern informiert hatten. Ich hätte es mir nicht verziehen, wenn man sie nur telefonisch informiert hätte oder sie ins Auto gesprungen und bei einer nächtlichen Fahrt nach London ein Risiko eingegangen wären. Die Sache verzögerte sich, weil die Beamtin, die den Anruf entgegennahm, eine Freundin der Fami-

lie war – eine junge Frau, die Desreen seit Jahren kannte – und es nicht über sich brachte, Desreens Mutter, die sie als Tante Bev kannte, die Todesnachricht zu überbringen. Ohnehin konnten wir nirgendwo hinfahren, bis die Londoner Polizei einen Kindersitz aufgetrieben hatte, in dem wir Jackson sicher nach Hause befördern konnten.

An diesem Abend stellte ich fest, dass sich der Körper, wenn man ein Trauma erleidet und unter Schock steht, sofort völlig verändert. Meine kurze Aussage musste ich mehrmals unterbrechen, um auf die Toilette zu gehen. Das hielt wochenlang an, ebenso wie meine erhöhte Körpertemperatur. Während sich andere im November und Dezember warm anzogen, sehnte ich mich nach kälteren Wintertagen, damit ich im T-Shirt nach draußen gehen und mich abkühlen konnte.

Als der Kindersitz eintraf, musste ich meinen Sohn aufwecken, aus einem fremden Bett holen und in einen Wagen setzen, der das Auto seiner Träume hätte sein können, ein Auto, das Tatütata macht! Nur dass er es nicht spannend fand, sondern durcheinander und erschöpft wirkte. Normalerweise war er eine kleine Quasselstrippe, aber jetzt saß er einfach da, lehnte seinen Kopf an meinen und hielt meine Hand, während ich ihm sagte, dass ich ihn lieb hätte und wir das schon schaffen würden. Ich stand zu dem Zeitpunkt unter Schock, woher zum Teufel sollte ich wissen, ob wir irgendetwas schaffen würden?

Wenn ich mir den Abend aus der Sicht eines Zweijährigen vorstelle, dann sieht die Sache so aus: Als wir an dem Tag aus dem Haus gingen, war er mit beiden Eltern unterwegs; als er abends nach Hause kam, gab es nur noch Daddy. Irgendwann an dem Abend war Mami gegangen, ohne tschüs zu sagen.

Es war nach Mitternacht, als wir in West Hampstead losfahren, das weiß ich, weil auf dem Etikett der durchsichtigen Plas-

tiktüte, in der sich ihre Sachen befanden, 23.59 Uhr steht. Ich erinnere mich, dass ich hörte, wie ein junges Paar, das nach einem vergnüglichen Abend Arm in Arm heimkam, einigen Beamten erklärte, sie müssten durch die Absperrung, um zu ihrem Haus zu gelangen. «So wie es aussieht, wurde niemand verletzt», beruhigte der Mann seine Frau oder Freundin.

Während wir durch die Londoner Straßen krochen, hatte ich aus irgendeinem Grund das Bedürfnis, mit den beiden Polizisten zu reden, die uns nach Hause fuhren. Ich hielt die Stille nicht aus, die im Wagen herrschte. Den Namen des Beamten auf dem Beifahrersitz weiß ich nicht mehr, aber der Fahrer hieß Barrington. Er hatte sich um mich gekümmert, als ich von Desreen Abschied nehmen musste, und mich richtig fest im Arm gehalten, als ich von der Toten wegging. Er erinnerte mich ein bisschen an einen ihrer Onkel, und angesichts der Gefühle, die sich in seinem Gesicht spiegelten, drängte sich mir die Frage auf, ob Desreen ihn vielleicht an eine Nichte erinnerte. Als ich ihm meine Adresse in East Dulwich nannte, sagte er, er kenne die Gegend gut, und ich fragte, woher, um ein Gespräch anzufangen. Es stellte sich heraus, dass er hier in den siebziger Jahren sein Revier gehabt hatte. Lächelnd schüttelte ich den Kopf. Mir wurde klar, dass die Ehe mit einer schwarzen Frau mir nicht half, das Alter schwarzer Männer zu schätzen – ich hielt sie immer für mindestens zehn Jahre jünger, als sie waren.

Zu Hause begleiteten mich die Polizeibeamten noch in unsere Wohnung und warteten auf dem Flur, während ich versuchte, Jackson ins Bett zu bringen. Beim Abschied bedankte ich mich bei ihnen für alles, was sie getan hatten.

Jackson fand keine Ruhe, aber ich brachte es nicht fertig, mich mit ihm hinzulegen, während er nicht schlafen konnte, und meine Gedanken rasten, also nahm ich ihn mit ins Wohnzimmer

und bettete ihn aufs Sofa. Ich hatte Zac und Laura gebeten, rüberzukommen und uns Gesellschaft zu leisten.

Als wäre es für ein Kleinkind nicht verwirrend genug, nach Mitternacht im Polizeiauto, aber mit einem Elternteil weniger heimzukommen, wurde unser Wohnzimmer mit fortschreitender Stunde immer voller. Desreens beste Freundinnen – die selbsternannten Spice Girls – kamen zu uns, nachdem die Polizei uns abgesetzt hatte, also kurz nach eins. Marianne hieß Baby Spice wegen ihrer verblüffenden Ähnlichkeit mit Emma Bunton, Caroline Sporty Spice, weil sie die aktivste der Gruppe war, Anna war Posh Spice, einfach weil sie braunes Haar hatte, und Desreen nannte sich Scary Spice, und zwar nur aus dem Grund, weil beide dunkelhäutig waren. Die Ginger Spice der Clique habe ich nie kennengelernt, aber soviel ich weiß, hat sie die Pseudo-Spice-Girls von Hampshire etwa zu der Zeit verlassen, als sich auch Geri Halliwell für eine Solokarriere entschied. Und jetzt hatte die Gruppe noch ein Mitglied verloren.

Ich weiß nicht recht, warum wir in dieser Nacht alle zusammenkamen. Es war schon ziemlich spät, als Desreens Eltern von ihrem Tod erfuhren, aber ich glaube, Desreens Mutter Bev rief Carolines Mutter Ethna an, um ihr zu erzählen, was passiert war. Ethna rief daraufhin Caroline an, und dann meldete sich Caroline als Erste bei mir, als Jackson und ich auf der Rückbank des Polizeiwagens saßen. Mit der einen Hand hatte ich nach dem Telefon gegriffen und sprach leise, mit der anderen hielt ich Jacksons kleine Hand. Er schaute aus dem Fenster. Obwohl es mitten in der Nacht war, sagte ich Caroline, sie und die anderen könnten ruhig vorbeikommen, wenn sie zusammen sein wollten. Heute Nacht würde ohnehin niemand von uns Schlaf finden, und sie wohnten alle in der Nachbarschaft.

Als sie an der Haustür läuteten, beschloss ich, nach unten zu

gehen und sie abzuholen, statt den Türöffner zu drücken. So konnte ich noch kurz mit ihnen reden, ohne Jackson noch mehr durcheinanderzubringen. Zac und Laura kümmerten sich unterdessen im Wohnzimmer um ihn. Ich führte alle in unsere Wohnung im zweiten Stock und sah eine Nachbarin, die auf ihrem Balkon rauchte.

«Hi, Babe», sagte sie keck. Sie war unterwegs gewesen, es war spät, und es hatte wohl den Anschein, als würden wir alle nach einem durchzechten Tag nach Hause kommen und entsprechend miserabel aussehen. «Alles in Ordnung?», fragte sie.

Ich brachte die Wörter nicht heraus. Meine Kinnlade bewegte sich, und ich schüttelte den Kopf, aber es kam nichts; ich konnte nicht sprechen. Sie muss gedacht haben, ich wäre entweder sturzbesoffen oder verdammt unhöflich, als ich die Tür schloss, ohne ihre Frage zu beantworten.

Ich führte alle in Jacksons leeres Zimmer, um vollständig zu erklären, was passiert war. Bis zu diesem Abend hatte ich es nie erlebt, dass eine der jungen Frauen richtig aufgelöst gewesen wäre. Marianne beendet normalerweise jeden Satz mit einem Witz und einem Kichern, und Desreen, Mariannes beste Freundin und ihr größter Fan, hatte immer in ihr Lachen eingestimmt. Ich war es gewohnt zu hören, wie Caroline irgendeinen Schabernack mit Des ausheckte, während sie und Anna sich gern über ihren riesigen gemeinsamen Vorrat an wenig wahrscheinlichen Gefahren austauschten – angefangen mit Tauben, die einem in die Haare flattern, bis zu Selbstmordattentätern, die sich im Kino in die Luft sprengen.

An diesem Abend schluchzte Marianne und fragte, wie das nur passieren konnte, und die anderen gaben kaum ein Wort von sich. Paul, Annas Mann, war auch mitgekommen. Keiner von uns wusste, was er sagen sollte. Ich bot Getränke an: Wasser, Tee und

Hennessy war alles, was ich im Haus hatte. Ich entschied mich für den Cognac, weil ich dachte, das wäre zu diesem Anlass das Richtige. Mein Sohn aß Joghurt und spielte schlecht gelaunt mit seiner Eisenbahn.

Keine Ahnung, wie lange unsere Freunde blieben. Mit Ende zwanzig hatten wir oft gemeinsam gefeiert oder in Spanien und Ibiza Urlaub gemacht, wir waren es also gewohnt gewesen, bis in die Puppen aufzubleiben. In letzter Zeit hatten jedoch die meisten von uns Kinder bekommen, um die man sich am Morgen kümmern musste. Marianne hatte erst vor einer Woche ihre zweite Tochter Lucia zur Welt gebracht; Desreen hatte das Baby erst einmal gesehen. Mariannes ältere Tochter Annalise und Carolines Sohn Arlo – Jacksons beste Freunde – waren zu Hause bei ihren Vätern Olly und Lee.

Als alle gingen, gab ich Marianne ein kleines handgestricktes Wollkleid, das Desreen am selben Tag für Lucia gekauft hatte. Es war das letzte Geschenk, das sie je besorgte. Ein paar Stunden später würden Caroline und Lee erfahren, dass sie wieder Eltern wurden – diesmal waren Zwillinge unterwegs, die Desreen nie kennenlernen würde.

Schließlich brachte ich Jackson ins Bett und hoffte, dass wir beim Erwachen merken würden, dass das alles nur ein böser Traum gewesen war. Erschöpft schlief ich ungefähr eine Stunde lang, ehe ich wieder die Treppe hinunterging.

Ich hatte Zac und Laura gebeten zu bleiben, und sie hörten mich auf dem Sofa schluchzen, also standen wir alle auf und stellten uns der Situation, überbrachten unseren Angehörigen und Freunden die schreckliche Nachricht und begannen den ersten Tag unseres neuen Lebens. Eines Lebens, das wir so nicht geplant hatten. Eines Lebens, das wir um alles in der Welt gern verhindert hätten.